

DIE GRENZEN DES MENSCHEN

TANTALOS

1. Version

Tantalos war König in Lydien und herrschte in der Stadt Sipylos. Zwei Söhne besaß er, Pelops und Broteas, und eine Tochter, Niobe. Er selbst war ein Sohn des Zeus, seine Mutter trug den Namen Pluto, das heißt 'die Reiche'; auch sie war eine Göttin und beschenkte ihren Sohn mit dem Reichtum, den sie im Namen trug. Unermeßlich viel Gold war sein eigen, reich und gesegnet waren Land und Untertanen.

Zu dem Segen, der auf Tantalos lag, gehörte auch, daß die Götter ihm ihre Freundschaft schenkten. Man besuchte sich gegenseitig - oft war er bei den Göttern auf dem Olymp zu Gast und nahm teil an ihrem Mahl aus Nektar, dem Trank der Götter, und Ambrosia, dem Gegensatz zum Brot, das die sterblichen Menschen (brotóí) essen. Des öfteren auch waren die Götter bei diesem zu Gast und ließen sich seine Bewirtung gefallen. So war Tantalos über alle Menschen erhoben: wenn er auch als Mensch in der Welt lebte, war doch sein Leben so, wie es nur die Seligen kennen. Er selbst freilich war kein Seliger. Nektar und Ambrosia stahl er vom Tisch der Götter, lud seine Kumpane zu sich in die Burg und bewirtete sie mit Trank und Speise, die den Göttern vorbehalten sind. Auch erzählte er ihnen von den Gesprächen, die er auf dem Olymp hatte erlauschen können. Als ihn die Götter darum in höchstem Zorn zur Rede stellten, schwor er voll Reue Besserung. Und sie verziehen ihm.

Doch sein unseliger Sinn ließ ihn nicht ruhen. Die Götter auf die Probe stellen - das wollte er: ob sie tatsächlich alles wüßten, wie man von ihnen erzählt und wie sie von sich selbst auch behaupteten. So lud er sie ein zu sich nach Sipylos und bereitete für sie ein ganz besonderes Mahl. Kein Opfertier schlachtete er, kein Schaf oder Rind, wie es bei den Menschen Brauch ist, wenn sie die Götter ehren wollen. Pelops, den eigenen Sohn, schlachtete er, zerstückelte Leib und Glieder und ließ die Teile in einem Kessel kochen. So ehrte er die Götter zwar, indem er ihnen tatsächlich das Beste anbot, was sein Haus zu bieten hatte, zugleich aber demütigte er sie durch die Abscheulichkeit dieses Mahles. Nachdem seine Gäste eingetroffen waren und sich in lebhaftem Gespräch um den Tisch in der Halle versammelt hatten, ließ Tantalos die Mahlzeit auftragen, Als nun die Diener die Platten mit dem dampfenden Fleisch auf den Tisch stellten, verstummten die Gäste voll ungläubigen Entsetzens, ihr Abscheu und ihr Widerwille füllte fühlbar den hohen Raum. Aller Augen folgten Tantalos, der nun eine Platte ergriff und den Gästen reihum anbot, doch niemand rührte sich oder griff zu - bis auf Demeter, die Göttin der Erde und Fruchtbarkeit. In tiefem Leid saß sie teilnahmslos in der Runde. Der brennende Schmerz über den Verlust ihrer Tochter Persephone, welche Hades, der Gott der Unterwelt, in sein Reich entführt hatte, um sie zu seiner Gemahlin zu nehmen - dieser Schmerz erfüllte ihr Inneres, hing wie ein brennender Schleier vor ihren Augen, so daß sie zwar sah und hörte, eigentlich aber nichts wahrnahm von dem, was um sie vorging. Und so konnte es geschehen, daß sie, als Tantalos zu ihr trat und ihr von der Platte anbot, ein Stück Fleisch herunternahm und zu essen begann. Doch als Tantalos nun mit schlecht verhehltem Triumph in die Runde blickte, da erhob sich Zeus, und obwohl er vor Ingrimme nur leise sprach, hallte seine Stimme drohend durch den hohen Saal: "Da du, Tantalos, es gewagt hast, uns Göttern ein solches Mahl zu richten, soll dein eigener Hunger und Durst von nun an ungestillt bleiben für alle Zeit!"

So geschah es. Tantalos wurde in die Unterwelt verbannt. Dort muß er in einem Teiche stehen, bis zum Kinn umspült von klarem, köstlichem Wasser. Über ihm hängen, nur handbreit von seinem Kopf entfernt. Zweige von Obstbäumen, dicht behangen mit den prächtigsten, einladendsten Früchten. Doch immer wenn er, von rasendem Durst getrieben, seinen Mund zum Wasser neigt, weicht es im Nu zurück und er steht auf trockenem Land; immer wenn er, von nagendem Hunger gepeinigt, die Hand ausstreckt nach einer Frucht, reißt eine jähe Sturmbö die Zweige hoch, seine Hände greifen ins Leere. Und damit nicht genug: über seinem Haupt hängt ein Felsblock, der jeden Augenblick herabzustürzen und den Frevler elend zu zerquetschen droht.

Pelops aber wurde von den Göttern gerettet. Die Glieder des Knaben warfen sie in den Kessel, in dem der unselige Vater sie gekocht hatte, statt der Schulter, die Demeter verzehrt hatte, fügten sie eine aus Elfenbein hinzu, und Klotho, die Schicksalsgöttin, die den Lebensfaden der Menschen spinnt, zog den Knaben ganz und lebendig aus dem Kessel hervor, und er war schöner als je zuvor.

2. Version

In Lydien, einem Landstrich, der heute zur Türkei gehört, herrschte in alten Zeiten König Tantalos. Es gab keinen reicheren König als ihn. Aus dem Berg Sipylus gewann er Gold, seine Felder erstreckten sich zwölf Tagesreisen weit, und die Ähren darauf waren doppelt so schwer wie auf anderen Feldern. Auf saftigen Weiden hüteten Scharen von Hirten riesige Viehherden. Auch die Götter schenkten dem Tantalos ihre Gunst. Sie erlaubten ihm, mit ihnen am Olymp zu Tisch zu sitzen, an ihren Gastmählern teilzunehmen und den Gesprächen der unsterblichen Götter zu lauschen.

Trotzdem war Tantalos ein gewöhnlicher Sterblicher. Auch für ihn spann die Schicksalsgöttin Klotho den Lebensfaden, die Schicksalsgöttin Lachesis wickelte den Faden auf und die dritte, Atropos, wartete darauf, ihn abzuschneiden. Aber an den Tod dachte Tantalos nicht.

„Ich nehme an den Gastmählern der Götter teil“, sagte er sich, „und unterscheide mich in nichts von ihnen. Sie kredenzen mir göttlichen Nektar, ich speise mit ihnen göttliche Ambrosia und höre, wovon sie reden. Kein Mensch kann daran zweifeln, daß auch ich ein Gott bin.“

Du bist nicht allwissend — meldete sich in Tantalos das Gewissen. „Das bin ich nicht“, gab er zu, „doch wer weiß, ob die Götter allwissend sind. Ich will es ausprobieren und mich überzeugen.“

Damals hatte gerade ein verwegener Bursche aus dem Zeustempel auf Kreta einen wertvollen goldenen Hund gestohlen. Er brachte ihn dem Tantalos, denn er wußte, daß der König die Götter nicht fürchtete.

König Tantalos verbarg den gestohlenen Gegenstand bei sich. Bald darauf kam ein erboster Priester in den Palast.

„König“, sagte er, „es ist nicht üblich, daß Herrscher mit gemeinen Dieben gemeinsame Sache machen. Gib dem Tempel zurück, was dir nicht gehört.“ „Ich weiß nicht, wovon du redest“, erwiderte der König.

„Verstecke nur das gestohlene Gut“, sagte der Priester mit blitzenden Augen, „du selbst kannst dich vor dem Zorn der Götter nicht verstecken.“

„Wenn ich etwas Böses getan hätte“, sagte Tantalos lächelnd, „würden es gewiß schon die allwissenden Götter, und sie hätten mich bestraft.“ Und König Tantalos schwor, daß er das goldene Standbild nicht habe.

Der Priester zog unverrichteter Dinge ab, und der König war überzeugt, daß die Götter nur so täten, als wären sie allwissend. In Wirklichkeit wußten sie nicht mehr als die Sterblichen.

Indessen wußten die Götter sehr wohl von jener Tat des Tantalus, aber sie warteten, ob der verblendete König nicht doch der Wahrheit vor der Lüge, der Ehrlichkeit vor dem Diebstahl und der Gerechtigkeit vor dem Unrecht den Vorzug geben würde.

Tantalus' Vermessenheit wuchs und wuchs. Schon genügte es ihm nicht mehr, daß er Nektar trinken und Ambrosia essen durfte. Er stahl göttliche Getränke und Speisen vom Tisch der Götter und trug sie auf die Erde, zu den Menschen. Mit jeder seiner Taten spottete er der göttlichen und menschlichen Gesetze. Zum Schluß aber dachte er sich eine furchtbare, unerhörte Tat aus.

Er erschlug seinen Sohn Pelops und lud die Götter zu einem Gastmahl in seinen Palast ein. Beim Gastmahl setzte er ihnen das Fleisch seines eigenen Sohnes vor. Demeter, die Erntegöttin, aß geistesabwesend ein Stück der Speise, aber die anderen Götter sprangen entsetzt von der Tafel auf.

Auch Tantalus erschrak. Er erkannte, daß die Götter allwissend sind, fiel vor ihnen nieder und flehte um Erbarmen. Mit seinem letzten Verbrechen hatte er jedoch das Maß seiner Übeltaten voll gemacht. Göttervater Zeus schleuderte den entmenschten Tantalus in die tiefste Unterwelt, in den Tartaros. Für seine Missetaten verurteilte er den Tantalus zu ewigen Qualen.

Im Totenreich steht Tantalus, von grausamem Durst geplagt, in klarem, frischem Wasser. Kaum bückt er sich, um die vertrockneten, aufgesprungenen Lippen zu benetzen, verschwindet das Wasser unter seinen Händen, und er berührt nur trockenen Sand. Über ihm wächst auf den Zweigen das herrlichste Obst, doch Tantalus kann seinen quälenden Hunger nicht stillen. Kaum streckt er die Hand nach einer Birne, Feige oder einem Granatapfel aus, hebt ein Windstoß die Zweige, und das Obst verschwindet in der Höhe. Über Tantalos' Haupt hängt ein riesiger Felsblock, der jeden Augenblick auf ihn herabzustürzen droht. Ewige Todesangst schnürt Tantalus die Kehle zu. Dreifache Qualen erleidet König Tantalus im Schattenreich.

Die Götter warfen die Überreste des Pelops in einen Kessel, aus dem ihn die Schicksalsgöttin Klotho noch schöner, als er vorher war, herauszog. Nur ein Stückchen Schulter fehlte ihm, jenes Stück, das Demeter in ihrer Zerstretheit gegessen hatte. Die Götter ersetzten das fehlende Stück mit einem Stück Elfenbein. Und alle Nachkommen Pelops' hatten an der Schulter einen weißen Fleck.

NIOBE

Niobe, die Königin von Theben, war eine stolze Frau. Amphion, ihr Gemahl, hatte von den Musen eine herrliche Leier erhalten, auf deren Spiel sich die Steine der thebischen Stadtmauern von selbst zusammenfügten; ihr Vater war Tantalos, der Gast der Götter; sie war die Gebieterin eines gewaltigen Reiches und selbst voll Hoheit des Geistes und von majestätischer Schönheit; auf nichts von all dem aber war sie so stolz wie auf die stattliche Zahl ihrer vierzehn blühenden Kinder, sieben Söhne und sieben Töchter. Auch hieß Niobe unter allen Müttern die glücklichste, und sie wäre es gewesen, wenn sie sich nur selbst nicht dafür gehalten hätte; so aber wurde das Bewußtsein ihres Glückes ihr Verderben.

Einst rief die Seherin Manto, die Tochter des Wahrsagers Tiresias, von göttlichem Geiste getrieben, mitten in den Straßen die Frauen Thebens zur Verehrung der Leto (Latona) und ihrer Zwillingskinder, Apollon und Artemis, auf, hieß sie die

Haare mit Lorbeer bekränzen und frommes Gebet unter Weihrauchopfer darbringen. Als nun die Thebanerinnen zusammenströmten, kam auf einmal Niobe im Schwarm ihres königlichen Gefolges, mit einem golddurchwirkten Gewande angetan, prunkend dahergerauscht. Sie strahlte von Schönheit, soweit es der Zorn zuließ, ihr herrliches Haupt bewegte sich zugleich mit dem über beide Schultern herabwallenden Haar. So stand sie in der Mitte der Frauen, die unter freiem Himmel opfenen, ließ die Augen voll Hoheit auf dem Kreise der Versammelten ruhen und rief:

„Was ehrt ihr die Götter, von denen man euch fabelt, während vom Himmel begünstigtere Wesen mitten unter euch weilen? Wenn ihr der Leto Altäre errichtet, warum bleibt mein göttlicher Name ohne Weihrauch? Ist doch Tantalos mein Vater, der einzige Sterbliche, der am Tische der Himmlischen gesessen, meine Mutter Dione, die Schwester der Plejaden, die als leuchtendes Gestirn am Himmel glänzen; einer meiner Ahnen ist Atlas der Gewaltige, der das Gewölbe des Himmels auf dem Nacken trägt; mein Großvater Zeus, der Vater der Götter; selbst Phrygiens Völker gehorchen mir; mir und meinem Gatten ist die Stadt des Kadmos, sind die Mauern untertan, die sich dem Saitenspiel gefügt haben; jeder Teil meines Palastes zeigt mir unermeßliche Schätze; dazu kommt ein Antlitz, wie es einer Göttin wert ist, und eine Kinderschar, wie keine Mutter sie aufweisen kann: sieben blühende Töchter, sieben starke Söhne, bald ebenso viel Schwiegersöhne und Schwiegertöchter. Fragt nun, ob ich nicht Grund genug habe, stolz zu sein? Wagt es noch, mir Leto, die unbekannte Titanentochter, vorzuziehen, der einst die breite Erde keinen Raum gegönnt hat, wo sie ein Kind bekommen könnte, bis die schwimmende Insel Delos der Umherschweifenden aus Mitleid ihren unbefestigten Sitz darbot. Dort wurde sie Mutter zweier Kinder, die Armselige. Das ist der siebente Teil meiner Mutterfreude! Wer leugnet, daß ich glücklich bin, wer zweifelt, daß ich glücklich bleibe? Die Schicksalsgöttin hätte viel zu tun, wollte sie meinen Besitz vernichten! Nehme sie mir dies oder jenes, selbst von der Schar meiner Kinder, wann wird je ihr Haufen zu der armen Zwillingzahl Letos heruntersinken? Darum fort mit den Opfern! Zerstreut euch in eure Häuser und laßt euch nicht wieder bei so törichtem Beginnen treffen!“

Erschrocken nahmen die Frauen die Kränze vom Haupte, ließen die Opfer unvollendet und schlichen nach Hause, mit stillen Gebeten die gekränkte Gottheit verehrend.

Auf dem Gipfel des delischen Berges Kynthos stand mit ihren Zwillingen Leto und schaute mit ihrem Götterauge, was in dem fernen Theben vorging.

„Seht, Kinder: ich, eure Mutter, die auf eure Geburt so stolz ist, die keiner Göttin außer Hera weicht, werde von einer frechen Sterblichen geschmäht, ich werde von den alten heiligen Altären hinweggestoßen, wenn ihr mir nicht beisteht, meine Kinder! Ja, auch ihr werdet von Niobe beschimpft!“

Leto wollte zu ihren Worten noch Bitten hinzufügen, aber Phöbos unterbrach sie und sprach: „Laß die Klage, Mutter, sie verzögert nur die Strafe!“ Ihm stimmte seine Schwester zu; beide hüllten sich in eine Wolkendecke, und mit einem raschen Schwung durch die Lüfte hatten sie die Stadt und Burg des Kadmos erreicht. Hier breitete sich vor den Mauern ein geräumiges Blachfeld aus, das nicht für die Saat bestimmt, sondern den Wettläufen und Übungen zu Roß und Wagen gewidmet war. Da belustigten sich eben die sieben Söhne Amphions: die einen bestiegen mutige Rosse, die andern vergnügten sich mit dem Ringenspiel. Der älteste, Ismenos, trieb eben sein Tier im Vierteltrabe sicher im Kreise um, die schäumenden Nüstern ihm bändigend, als er plötzlich: „Wehe mir!“ ausrief, den Zaum aus den erschlaffenden Händen fahren ließ und, einen Pfeil mitten ins Herz geheftet, langsam rechts am Buge des Rosses heruntersank. Sein Bruder Sipylos,

der ihm zunächst sich tummelte, hatte das Gerassel des Köchers in den Lüften gehört und floh mit verhängtem Zügel, Dennoch holte ihn ein durch die Lüfte schwirrender Wurfspieß ein, zitternd haftete ihm der Schaft hoch im Genick, und das nackte Eisen ragte zum Halse heraus. Über die Mähne des Pferdes am gestreckten Halse herab glitt der tödlich Getroffene zu Boden. Zwei andere — der eine hieß wie sein Großvater Tantalos, der andere Phädimos — lagen, miteinander ringend, in fester Umschlingung Brust an Brust verschränkt. Da tönte der Bogen aufs neue und, wie sie vereinigt waren, durchbohrte sie beide ein Pfeil. Beide seufzten zugleich auf, krümmten die schmerzdurchzuckten Glieder auf dem Boden, verdrehten die erlöschenden Augen und hauchten im Staube mit einem Atem die Seele aus. Ein fünfter Sohn, Alphenor, sah sie fallen: Entsetzt flog er herbei und wollte die erkalteten Glieder der Brüder durch seine Umarmungen wieder beleben, aber bei diesem frommen Bemühen sank auch er dahin, denn Phöbos Apollon sandte ihm das tödliche Eisen tief in die Herzkammer hinein, und als er es wieder herauszog, drängte sich mit dem Atem das Blut des Sterbenden hervor. Damasichthon, den sechsten, einen zarten Jüngling mit langen Locken, traf ein Pfeil in das Kniegelenk, und während er sich rückwärts bog, das unerwartete Geschoß mit der Hand herauszuziehen, drang ihm ein anderer Pfeil bis ans Gefieder durch den offenen Mund. Der letzte und jüngste Sohn, der Knabe Ilioneus, der dies alles mit angesehen hatte, warf sich auf die Knie nieder, breitete die Arme aus und fing an zu flehen: „O all ihr Götter, verschonet mich!“ Der furchtbare Bogenschütze selbst wurde gerührt, aber der Pfeil war nicht mehr zurückzurufen. Der Knabe sank zusammen. Doch starb er an der leichtesten Wunde.

Die Kunde des Unglücks verbreitete sich bald in der Stadt. Amphion, der Vater, durchbohrte sich die Brust mit dem Stahl, als er die Schreckenskunde hörte. Der laute Jammer seiner Diener und des ganzen Volkes drang bald auch in die Frauengemächer. Niobe vermochte das Schreckliche lange nicht zu fassen; sie wollte nicht glauben, daß die Himmlischen soviel vermochten.

Aber bald konnte sie nicht mehr zweifeln. Ach, wie wenig glich sie jetzt der Niobe, die eben erst das Volk von den Altären der mächtigen Göttin zurückgescheucht und mit stolz erhobenem Haupt durch die Stadt geschritten war. Sie kam herausgestürzt auf das Feld, sie verteilte ihre letzten Küsse an die Söhne. Dann hob sie die zerschlagenen Arme gen Himmel und rief: „Weide dich nun an meinem Jammer, sättige dein Herz, du grausame Leto, der Tod dieser Sieben wirft mich ins Grab; triumphiere, siegende Feindin!“

Jetzt waren auch ihre sieben Töchter, schon in Trauergewänder gekleidet, herbeigekommen und standen mit fliegenden Haaren klagend um die gefallenen Brüder. Ein Strahl der Schadenfreude zuckte bei ihrem Anblick über Niobes blasses Gesicht. Sie vergaß sich, warf einen spottenden Blick gen Himmel und sagte: „Siegerin! Nein, auch in meinem Unglücke bleibt mir mehr als dir in deinem Glück. Auch nach so vielen Leiden bin ich noch die Reichere!“

Kaum hatte sie's gesprochen, als man eine Sehne ertönen hörte wie von einem straff angezogenen Bogen. Alles erschrak, nur Niobe nicht, das Unglück hatte sie beherzt gemacht. Da fuhr plötzlich eine der Schwestern mit der Hand ans Herz; sie zog einen Pfeil heraus, der ihr im Innersten haftete. Ohnmächtig zu Boden gesunken, senkte sie ihr sterbendes Antlitz über den nächstgelegenen Bruder. Eine andere Schwester eilte auf die unglückliche Mutter zu, sie zu trösten; aber von einer verborgenen Wunde gefällt, verstummt sie plötzlich. Eine dritte sinkt im Fliehen zu Boden, andere fallen, über die sterbende Schwester hingeneigt. Nur die letzte war noch übrig, die sich in den Schoß der Mutter geflüchtet und an diese, von ihrem faltigen Gewand zugedeckt, sich kindlich anschniegte.

- „Nur die einzige laß mir“, schrie Niobe wehklagend zum Himmel, „nur die jüngste von so vielen!“ Aber während sie noch flehte, stürzte schon das Kind auf ihrem Schoße nieder, und einsam saß Niobe zwischen ihres Gatten, ihrer Söhne und ihrer Töchter Leichen. Da erstarrte sie vor Gram; kein Lüftchen bewegte das Haar ihres Hauptes; aus dem Gesichte wich das Blut; die Augen standen unbewegt in den traurigen Wangen; im ganzen Bilde war kein Leben mehr; die Adern stockten mitten im Pulsschlag, der Nacken drehte, der Arm regte, der Fuß bewegte sich nicht mehr; auch das Innere des Leibes war zum kalten Felsstein geworden. Nichts lebte mehr an ihr als die Tränen; diese rannen unaufhörlich aus den steinernen Augen. Jetzt faßte eine gewaltige Windsbraut den Stein, führte ihn fort durch die Lüfte und über das Meer und setzte ihn in der alten Heimat Niobes, in Lydien, im öden Gebirge, unter den Steinklippen des Sipylos nieder. Hier steht Niobe als Marmorfelsen am Gipfel des Berges, und noch jetzt zerfließt der Marmor in Tränen.
- (entnommen aus G. Schwab, Sagen des Klassischen Altertums)

Der Turmbau zu Babel

- Das Volk von Babylon war reich und mächtig. Die Menschen waren glücklich. Sie liebten einander und erfreuten sich an gemeinsamer Arbeit. Aber etwas fehlte ihnen. Der Mensch hatte nur die Erde zu seiner Freude. Ihr Gott, so meinten sie, hatte den Himmel nur sich und seinen Engeln vorbehalten. Der König von Babylon beschloß, daß sein Volk nicht nur die Erde, sondern auch den Himmel haben sollte. So befahl er, einen großen, mächtigen Turm zu bauen. Sechshunderttausend Menschen begannen Ziegel zu formen, Mörtel zu mischen und das Gebäude zu errichten. Höher und höher türmte sich der Bau. In zweiundvierzig Jahren war der Turm dreiundvierzig Kilometer hoch gewachsen. Er war so hoch, daß ein Mann ein ganzes Jahr brauchte, um Ziegel von unten nach der Spitze des Turms hinaufzutragen.
- Nun hatte die Spitze des Turms fast den Himmel erreicht, und Gott sah, daß er etwas tun mußte, um die Eindringlinge fernzuhalten. Vielleicht könnten sie den Bau des Turms nicht vollenden, wenn er es den Menschen schwer machte, miteinander zu arbeiten! Um diesen Plan auszuführen, sandte Gott siebzig Engel zur Erde nieder. Die Engel hatten den Auftrag: Als erstes nehmt den Menschen die Sprache, die jedermann versteht; dann teilt sie in Gruppen auf, von denen jede eine neue, eigene Sprache spricht! So geschah es. Jetzt konnten die Menschen, die Ziegel machten, nicht mehr mit denen sprechen, die sie nach oben trugen. Und die Männer, die Ziegel trugen, konnten kein verständliches Wort zu denen sagen, die mauerten. Ein Maurermeister konnte den Maurern, die unter ihm arbeiteten, keine Anweisungen mehr geben. Alles geriet in Verwirrung, und jeder schalt jeden, weil er ihn nicht verstand. Die Menschen sprachen nicht mehr vom Himmelsturm. Sie sprachen nur noch von der babylonischen Sprachenverwirrung. Die Arbeit kam zum Stillstand. Die Turmbauer zogen fort, weit fort, und sie trugen ihre neue Sprache mit sich. So kommt es, daß in den verschiedenen Teilen der Welt verschiedene Sprachen gesprochen werden.

Belsazar

5 *Die Mitternacht zog näher schon;
In stummer Ruh lag Babylon,*

*Nur oben in des Königs Schloß,
Da flackerts, da lärmt des Königs Troß.*

10 *Dort oben in dem Königssaal
Belsazar hielt sein Königsmahl.*

*Die Knechte saßen in schimmernden Reihn,
Und leerten' die Becher mit funkelndem Wein.*

15 *Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht;
So klang es dem störrigen Könige recht.*

20 *Des Königs Wangen leuchten Glut;
Im Wein erwuchs ihm kecker Mut.*

*Und blindlings reißt der Mut ihn fort;
Und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort.*

25 *Und er brüstet sich frech, und lästert wild;
Die Knechtschar ihm Beifall brüllt.*

30 *Der König rief mit stolzem Blick;
Der Diener eilt und kehrt zurück.*

*Er trug viel gülden Gerät auf dem Haupt;
Das war aus dem Tempel Jehovahs geraubt.*

35 *Und der König ergriff mit frevler Hand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis am Rand.*

*Und er leert ihn hastig bis auf den Grund,
Und rufet laut mit schäumendem Mund:*

40 *Jehovah! dir kund ich auf ewig Hohn! —
Ich bin der König von Babylon!*

*Doch kaum das grause Wort verklang,
Dem König wards heimlich im Busen bang.*

45 *Das gellende Lachen verstummte zumal;
Es wurde leichenstill im Saal.*

50 *Und sieh! und sieh! an weißer Wand
Da kams hervor wie Menschenhand;*

*Und schrieb, und schrieb an weißer Wand
Buchstaben von Feuer, und schrieb und schwand.*

5 *Der König stieren Blicks da saß,
Mit schlotternden Knien und totenblaß.*

10 *Die Knechtschar saß kalt durchgraut,
Und saß gar still, gab keinen Laut.*

*Die Magier kamen, doch keiner verstand
Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.*

15 *Belsazar ward aber in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht.*

(Heinrich Heine)

Belsars Hohn und Ende (Daniel)

20 Als Nebukadnezar gestorben war, wurde sein Sohn Belsazar König; und er machte seinen Gewaltigen ein herrliches Mahl und soff sich voll mit ihnen. Und da er trunken war, ließ er die goldenen und silbernen Gefäße bringen, die sein Vater



aus dem Tempel in Jerusalem weggenommen hatte und trank mit seinen Kumpanen und Weibern daraus; sie höhnten den Gott des Himmels und der Erden und lobten ihre Götzen. Da kamen die Finger einer riesigen Hand zum Vorschein und schrieben, dem Kronleuchter gegenüber, auf die getünchte Wand. Und der König entfärbte sich vor Schrecken, und seine Kniee

schlotterten ihm. Und er ließ alle Weisen und Wahrsager rufen, daß sie die Schrift sollten enträtseln; aber keiner vermochte es. Da ging die Königin in den Saal und sprach: Der König lebe ewig und bekümmere sich nicht. Laß Daniel rufen, den dein Vater über alle Weisen gesetzt hat, der wird die Schrift lesen. Da ward Daniel vor den König gebracht, und Belsazar sprach zu ihm: Du sollst in Purpur gekleidet werden und eine goldene Kette an deinem Halse tragen und der dritte Mann in meinem Reiche sein, wenn du mir die Schrift entzifferst. Daniel aber sprach:
50 Behalte deine Gaben; die Schrift aber will ich lesen. Du hast das Schicksal deines Vaters gesehen und hast es nicht zu Herzen genommen; siehe, nun lautet die Schrift: Mene, mene, tekel upharsin, das heißt: gezählt, gewogen, geteilt. Gezählt sind die Tage deines Reiches; denn es wird untergehen. Gewogen bist du auf der Waage des ewigen Richters und zu leicht befunden. Geteilt wird dein Reich unter
55 die Meder und Perser.

In derselben Nacht wurde Belsazar umgebracht.

(Aus: Schild des Glaubens)

Die erste Sünde (1 Mos 3)

Der Teufel ist der Feind und Widersacher Gottes in der Welt; er wollte die Menschen aus Gottes Hand reißen und nahm Wohnung in der Schlange.

Die war listiger als alle Tiere, die Gott geschaffen hatte, und schlich zu Eva und sprach: Sollte Gott gesagt haben, ihr dürft von keinem Baume im Garten essen? Eva sprach: Wir essen von allen Bäumen; nur von den Früchten eines Baumes hat Gott gesagt: Esset nicht davon, rührt sie auch nicht an, sonst müßt ihr sterben. Aber die Schlange sprach: O, ihr werdet nicht sterben, im Gegenteil: ihr werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist (lat.: eritis sicut Deus, scientes bonum et malum). Das weiß Gott; darum hat er's euch verboten.

Da schaute Eva den Baum an und bekam Lust, von seinen Früchten zu essen; denn sie waren lieblich und verlockend anzusehen und machten klug. Und sie nahm von der Frucht und aß und gab auch ihrem Manne davon, und der aß auch. Da wurden ihre Augen aufgetan, und sie erkannten, daß sie nackt waren, und flochten sich Schürzen aus Feigenblättern. Sie versteckten sich im Gebüsch; denn sie hörten die Stimme Gottes, des Herrn, im Garten.

Aber Gott sprach: Adam, wo bist du? Warum hast du vom Baum der Erkenntnis gegessen? Adam antwortete: Das Weib gab mir davon zu essen. Und Gott sprach zu Eva: Warum hast du das getan? Sie antwortete: Die Schlange hat mich verführt. Da sprach Gott der Herr zur Schlange: Weil du die Menschen zur Sünde verleitet hast, will ich dich verfluchen, und du sollst auf dem Bauche kriechen dein Leben lang. Und ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe und zwischen deinem Samen und ihrem Samen. Derselbe soll dir den Kopf zertreten, und du wirst ihn in die Ferse stechen. Und zum Weibe sprach Gott: Ich will dir viel Schmerzen schaffen, wenn du Mutter wirst. Zu Adam aber sprach der Herr: Weil du meiner Stimme nicht gehorcht hast, sollst du dich mit Kummer auf deinem Acker nähren dein Leben lang. Dornen und Disteln soll er dir tragen; im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du wieder zur Erde wirst, davon du genommen bist; denn du bist Erde und sollst wieder zu Erde werden.

Und Gott sprach bei sich: Nun ist der Mensch geworden wie unsereiner und weiß, was gut und böse ist. Soll er auch noch vom Baum des Lebens essen, daß er lebe in Ewigkeit? Das sei ferne! Und Gott trieb die Menschen aus dem Garten. Nun bebauen sie nach Gottes Willen die Erde. Vor das Paradies aber stellte Gott einen Engel mit flammendem Schwert; der bewacht den Weg zum Baum des Lebens.

Fliegergeschichten

PHAETHON

1 Verson

Der junge Phaethon kam eines Tages weinend zu seiner Mutter gelaufen. „Niemand glaubt mir, daß mein Vater ein Gott ist“, schluchzte er. „Ich habe mit den Jungen gespielt, und sie haben mich ausgelacht. Sie sagen, ich gebe nur an.“

Die Mutter umarmte und tröstete ihn: „Dein Vater, Söhnchen, ist wirklich ein Gott. Schau hinauf zum Himmel. Der Sonnenball, der am Himmel brennt, leuchtet und strahlt, ist dein Vater. Er sieht, wie du mit den Jungen spielst, wie du im Fluß badest, er sieht alles, was auf der Erde geschieht. Dein Vater ist der Sonnengott Helios.“

Phaethon schaute zum Himmel und sehnte sich nach seinem Vater. „Ich gehe zu ihm“, sagte er, „ich will ihn besuchen.“ Die Mutter widersprach nicht.

„Geh nur“, und sie streichelte sein Haar, „er wird dich gewiß gern sehen. Du mußt immer nach Osten gehen, bis du zu einem hohen Felsen kommst. Auf den Felsen führt ein Pfad, und am Ende des Pfades, auf der Spitze des Felsens, steht die Sonnenburg deines Vaters Helios.“

5 Voll Ungeduld machte Phaethon sich fertig und brach auf. Er ging und ging, immer nach Osten, bis er zu dem hohen Felsen kam. Die Burg des Sonnengottes schimmerte in der Ferne, und die hohen goldenen Säulen, auf denen sie stand, brannten am Himmel wie Flammen. Das zweiflügelige Burgtor, aus Silberstrahlen geschmiedet, leuchtete Phaethon entgegen, obwohl auf der Erde unter dem hohen
10 Felsen schon lange Nacht war.

Phaethon betrat die Sonnenburg. Er mußte stehenbleiben und die Augen schließen vor der gewaltigen Lichtflut. Mitten im Saal saß auf einem mit Edelsteinen besetzten Thron der Gott Helios. Um ihn standen im Kreis die Stunden, Tage, Monate, Jahre und Jahrhunderte. Als Phaethon sich an den Glanz und die
15 Helle gewöhnt hatte, erblickte er neben dem Thron des Vaters noch weitere Gestalten. Lächelnd stand dort der junge Frühling mit bekränztem Haar, der Sommer mit einem Ährenkranz, der Herbst, über und über von Traubensaft bespritzt, und der eisige Winter mit wirrem grauem Haar. Und da erklang schon glockengleich durch die Burg die Stimme des Gottes Helios: „Willkommen, mein
20 Sohn Phaethon. Warum bist du zu mir gekommen?“

Phaethon überwand seine Scheu und trat mutig vor den Vater: „Auf der Erde werde ich ausgelacht. Man sagt, ich lüge und prahle. Man glaubt mir nicht, daß mein Vater ein Gott ist. Ich bitte dich, wenn du kannst, zeige allen, daß ich wirklich dein Sohn bin,“

25 Helios nahm die funkelnden Strahlen vom Kopf, winkte Phaethon zu sich und umarmte und küßte ihn.

„Du bist mein Sohn, Phaethon“, sagte er, „und ich will es dir beweisen. Wünsch dir, was du willst, und ich werde es dir erfüllen.“

Phaeton lachte stolz: „Ich weiß, daß du täglich in einem goldenen, von
30 Zauberpferden gezogenen Wagen von Ost nach West über den Himmel fährst. Ich wünsche mir, wenigstens einmal diesen Wagen lenken zu dürfen.“ Da erschrak Helios und bedauerte sein Versprechen.

„Nur das nicht“, redete er dem Sohn zu, „wünsch dir etwas anderes. Du bist jung und wirst die wilden Pferde nicht halten können. Der Weg des Sonnenwagens ist
35 beschwerlich. Morgens steigt der Wagen steil am Himmel empör, und wenn er den höchsten Punkt erreicht, erfaßt sogar mich der Schwindel von dieser Mittagshöhe. Dann liegt vor dem Wagen die abschüssige Straße hinab zu den Meereswellen. Es braucht eine starke Hand, damit der Wagen nicht samt Pferden und Lenker kopfüber in die Tiefe stürzt.“

40 Doch der Sonnengott konnte reden, was er wollte, Phaethon ließ sich nicht abbringen. Er brannte danach, seinen Freunden und allen Menschen auf der Erde zu beweisen, daß er der Sohn des Sonnengottes war. Und der Gott mußte sein Versprechen halten.

Seufzend nahm Helios den Sohn um die Schulter und führte ihn zu dem goldenen
45 Wagen, der nach allen Seiten blendenden Glanz ausstrahlte. Während Phaethon den prächtigen Anblick bestaunte, öffnete die Morgenröte im Osten das Purpurtor und gab den Blick auf einen Saal voller Rosen frei. Die Nacht floh vor dem Morgenrot, und es wurde Zeit, die Feuerpferde vor den Sonnenwagen zu spannen.

Der Sonnengott bestrich Phaethon das Gesicht mit einer Zaubersalbe, um ihn vor
50 den Strahlen zu schützen, und gab ihm letzte Ratschläge: „Lieber Sohn, wenn du dich von der gefährlichen Fahrt schon nicht abbringen läßt, so gib acht, daß du mit

dem Wagen nicht zu hoch fährst, du würdest den Himmel verbrennen; fährst du aber zu niedrig, versengst du die Erde. Darum halte dich in der Mitte zwischen Himmel und Erde. Gebrauche nicht die Peitsche, die Pferde stürmen schon von allein vorwärts. Den Weg erkennst du leicht, du siehst die Spuren meiner Räder, halte dich an sie."

Phaethon nickte, aber er hörte nicht einmal, was der Vater sagte. Schon sprang er auf den Wagen, ergriff die Zügel und jagte freudig im Galopp aus der väterlichen Burg. Der gleißende Wagen zerriß den Nebel, und unter den Hufen der Sonnenpferde sprühten Funken aus der Luft. Zuerst galoppierten die Pferde in der gewohnten Bahn, daß Phaethons Haare nur so flogen. Dann aber spürten sie, daß sie von einer fremden, unsicheren Hand gelenkt wurden und daß der Wagen leichter war als sonst. Und da verließen sie die ausgefahrene Bahn. In wilder Fahrt schleuderten sie den Wagen hin und her und jagten damit, wohin es ihnen gefiel. Angsterfüllt schaute Phaethon von der Himmelshöhe hinab zur Erde. Tief unter ihm lagen Berge, Flüsse und Städte im strahlenden Licht seines Wagens. Phaethon erbebte, und Schwindel erfaßte ihn. Die Zügel entglitten ihm und fielen lose auf die Rücken der Pferde. Die Pferde bäumten sich auf und rasten bis zu den Sternen und dann wieder durch Rauchwolken der Erde zu. Wo der Sonnenwagen sich der Erdoberfläche näherte, schlugen Flammen empor. Der Boden vertrocknete und brach auf, im Erdreich öffneten sich schwarze Spalten. Der König der Unterwelt beobachtete mit Bangen das Licht, das durch die aufgesprungene Erdrinde in die ewige Finsternis seines Reiches drang. Zischend verdampften die Flüsse, auch die Berge wurden bis zur Weißglut erhitzt und zerfielen in Staub. Phaethon sah die Trümmer der brennenden Welt. Die brandheiße Luft stach ihn in Mund und Lunge, der Wagen unter ihm glühte. In Afrika, wo der Sonnenwagen sich zur Erde neigte, schwärzte sich die Haut ganzer Völkerschaften, und es entstanden riesige Wüsten. Sogar das Meer kochte, und die Fische versteckten sich am Meeresgrund. Die gepeinigte Erde aber flehte zum Göttervater Zeus, sie zu retten. Zeus erhörte die Bitte der Mutter Erde, schleuderte seinen Blitz und stieß Phaethon vom Sonnenwagen hinab. Da scheuten die Pferde und rissen sich aus dem Joch. Phaethon aber stürzte besinnungslos durch den glühenden Raum zur Erde.

Wassernixen fanden den toten Phaethon und begruben ihn. Vater Helios verhüllte in tiefer Trauer sein Antlitz, und mitten am Tage wurde es Nacht, erhellt nur von den Bränden, die von der Erde zum Himmel loderten.

Phaethons Mutter irrte lange durch die Welt und suchte das Grab ihres Sohnes. Als sie es endlich fand, küßte sie weinend die Erde, unter der ihr Sohn lag. Auch Phaethons Schwestern erfaßte großer Kummer. Sie weinten und klagten monatelang. Da fühlten sie, daß sie nicht mehr von der Stelle konnten, die Füße waren im Boden festgewachsen; verzweifelt rauften sie sich die Haare, und statt der Haare raschelten Blätter unter ihren Fingern. Sie wurden zu Bäumen. Ihre Mutter wollte sie retten und riß ihnen die sprießenden Zweige aus. Da quollen Tropfen aus den Wunden und erstarrten an der Sonne zu Bernstein. Die Schwestern hatten sich vor Schmerz in Erlen verwandelt.

Der Sonnengott trauert bis heute um seinen Sohn. Abends nach Sonnenuntergang tropfen aus den Sternen, den Silberaugen des Nachthimmels, Tränen. Die Menschen nennen sie Tau.

2. Version

In den alten Zeiten, begann es wieder, da wuchs einmal ein Knabe heran, der mit jedem Tag schöner und klüger wurde. Seine Mutter war den ganzen Tag um ihn, aber sein Vater kam erst nach Hause, wenn es schon ganz dunkel war und er im Bett lag, und schon bei Tagesgrauen ging er wieder fort. Als der Knabe anfang zu

sprechen, fragte er eines Mittags: Wo ist der Vater? Da deutete die Mutter zum Himmel hinauf, wo die Sonne schön hell und leuchtend stand und sagte: Er fährt die Sonne auf einem Wagen über den Himmel. Von diesem Tage an stand der Knabe jeden Morgen heimlich auf und schlich dem Vater nach bis an das Ufer des Meeres und verbarg sich dort. Da sah er, wie der Vater zwei goldene Rosse schirrte und mit der Sonne emporstieg und sie mit seinem Schilde verhüllte.

Wieder eines Tages, als der Knabe schon herangewachsen war, trat er des Morgens aus seinem Versteck und bat und bettelte, nur ein einziges Mal möge ihm der Vater die Fahrt erlauben, und der Vater, der ihn nur schlafend kannte, war von seiner Schönheit und Kühnheit so sehr bewegt, daß er es ihm zusagte. Mit vielen Ermahnungen reichte er ihm die Zügel und den goldenen Schild und ließ ihn ziehen.

Da riß das feurige Gespann den Wagen hoch in die Luft, und der Knabe jauchzte vor Vergnügen. Zuerst hielt er die Zügel fest in der Hand und verbarg die Sonne hinter dem Schilde, wie es der Vater ihn gelehrt hatte. Bald aber ergriff ihn ein heftiges Verlangen, schneller fliegen und allen Glanz des Lichts auf die Wiesen und Felder und Gebirge der Erde fallen zu lassen. Darum riß er den Schild von der Sonne und ließ den Pferden freien Lauf, und schnell wie der Sturm jagte er nun dahin, und glühend wie ein Feuerbrand fiel das Licht auf die Erde. Da versiegten die Quellen und die Felder verdorrten, die Felsen wurden schwarz gebrannt, und die Tiere und Menschen kamen um vor Hitze und Durst. Und wie der Knabe dies alles sah, und begriff, was er angerichtet hatte, erschrak er so sehr, daß er taumelte und stürzte, und als der Vater am Felsentor im Westen die brausenden Rosse anhielt, fand er den Wagen leer.

(Marie Luise Kaschnitz, Der Alte Garten)

DÄDALUSUNDIKARUS

Einst in alten, alten Zeiten gab es in Athen, ja in ganz Griechenland keinen größeren Künstler als Dädalus. Er war Baumeister und Bildhauer und verstand es wundervoll, Erz und Metall zu bearbeiten. Beim Anblick seiner Bauten wußte man nicht, ob es Menschenwerk oder das Werk eines unsterblichen Gottes war. Von seinen Statuen sagte man, sie seien wie lebendige Menschen. Oft konnte man Dädalus zwischen den Säulen halbfertiger Tempel sehen, umgeben von einer Schar Lehrlinge aus den edelsten Geschlechtern Athens. Doch der geschickteste seiner Lehrlinge hatte keine vornehmen und mächtigen Eltern. Es war Talos, des Dädalus armer Schwestersonn. Hatten die übrigen von ihren Vätern klingende und ruhmbedeckte Namen geerbt, so machte Talos seinen Namen selbst berühmt. Schon im Alter von zwölf Jahren erfand er die Töpferscheibe. Er sah das gezähnte Rückgrat der Fische und verfertigte nach diesem Vorbild die erste Säge. Es gelang ihm, zwei gleich lange Eisenschenkel durch ein Gelenk zu verbinden und so den Zirkel zu erfinden.

Einmal, als Dädalus den Bau eines neuen Palastes besichtigte, hörte er, wie Arbeiter hinter einer Mauer miteinander sprachen.

„Dädalus ist der größte Künstler der Welt, glaubst du nicht auch?“ sagte der eine.
 „Warte nur, Talos wird ein noch größerer Künstler als Dädalus“, sprach der zweite.

Das ärgerte Dädalus. Er war gewohnt, daß niemand seinen ersten Rang unter den Künstlern anzweifelte. Seit der Zeit mochte er Talos nicht mehr. Der gelehrige Jüngling konnte schon so viel, daß Dädalus mit Sicherheit seinen künftigen Ruhm

vorausahnte. Im Geist sah er schon den Stern seines eigenen Ruhmes verlöschen. Talos begriff nicht, warum der Onkel ihm böse war und ihn tadelte. Darum freute er sich, als Dädalus ihn eines Abends zu einem Spaziergang einlud. Doch der Onkel verbarg seinen Haß nur, um eine schreckliche Absicht ausführen zu können.
5 Er lockte Talos auf die Athener Burg und stieß ihn im Dunkel vom Burgwall hinab.

Danach stieg er selbst hinunter zum Fuß des Walles, um den Leichnam des Talos zu vergraben und alle Spuren zu verwischen. Doch er suchte vergeblich. Die Göttin Athene hatte den Jungen, den sie um seines Geschicks und Fleißes willen
10 liebgewonnen hatte, im Sturz aufgefangen und in einen Vogel, einen Kiebitz, verwandelt. Bis heute fürchtet der Kiebitz die Höhe, fliegt niedrig und nistet am Boden, im Gras und in kleinen Gruben. Er ist vorsichtig und warnt die Vögel ringsum, wenn Gefahr naht.

Dädalus' Verbrechen aber blieb nicht verborgen. Ein verspäteter Spaziergänger hatte gesehen, was geschehen war und den Täter angezeigt. Dädalus wußte, daß
15 ihm Strafe drohte, und flüchtete deshalb mit seinem Sohn Ikaros auf die Insel Kreta.

Der Kretische König Minos empfing den berühmten Künstler voll Freude in seinem Palast. Er suchte eben einen Baumeister, der ihm ein besonderes Gefängnis für ein Ungeheuer, den Minotaurus, bauen sollte. Der Minotaurus hatte
20 den Kopf eines Stieres und den Leib eines riesigen Menschen. Der grausame König fütterte ihn mit Menschenopfern.

Dädalus dachte sich für den Minotaurus etwas noch nie Dagewesenes aus, ein Labyrinth. Scharen von Sklaven brachen Steine, zimmerten Balken und richteten
25 Mauern auf. Sie arbeiteten vom Morgengrauen bis tief in die Nacht. In dem riesigen Labyrinth kreuzten, wanden und verzweigten sich die Gänge wie ein Schlangenknauel. Inmitten dieser finsternen, verschlungenen Gänge sollte das Untier eingeschlossen werden. Dädalus ging als letzter in das Gängegewirr, um die Zeichen zu entfernen, nach denen man den Ausgang aus dem Labyrinth finden konnte. Fast hätte er selbst sich in seinem Wunderwerk verirrt.

König Minos veranstaltete zu Ehren des Baumeisters ein großes Fest. Doch Ruhm,
30 Ehren und Geschenke konnten in Dädalus nicht den Wunsch erwecken, auf der Insel zu bleiben. Es gefiel ihm nicht bei dem grausamen, herrischen König. Er hatte Heimweh. Jeden Abend ging er mit seinem Sohn Ikaros an den Strand und blickte über das offene Meer zum Horizont, wo in der Dämmerung Himmel und Meer miteinander verschmolzen. Dort, irgendwo in der Ferne, lag seine Heimat. Anfangs
35 hoffte er, ein Schiff werde kommen, um ihn in die Heimat zu bringen. Doch kein Schiff wagte es, von der Insel jemanden fortzuführen, dem der König die Abreise nicht erlaubte. Statt der ersehnten Segel sah Dädalus stets nur das gleiche Bild: leeres Meer, Felsen und Vogelschwärme über dem Wasser.

Der berühmte Baumeister beneidete die Vögel um ihre Freiheit. Sie kennen
40 keine Grenzen und Hindernisse, sie fliegen über Berge und Meere. Tag und Nacht dachte er an die Vögel und fand keinen Schlaf. Er zeichnete Vogelschwingen, beobachtete den Flug der Vögel und bereitete heimlich seine Flucht vor. Er beschaffte sich Federn verschiedener Größe, und eines Nachts, allen Blicken verborgen, ging er an die Arbeit. Mit Leinenfäden band er die Federn, von den
45 kürzesten bis zu den längsten, zusammen. Dann verklebte er sie mit Wachs und gab ihnen die Form von Flügeln. Für sich selbst baute er zwei große Schwingen, für Ikaros zwei kleinere.

Befriedigt betrachtete er die vollendete Arbeit. „Dem König gehören die Schiffe“, dachte er, „aber mir gehört die Luft.“ Am nächsten Tag weckte Dädalus zeitig am
50 Morgen seinen Sohn Ikaros. Zuerst legte er selbst die Flügel an, breitete die Schwingen aus und erhob sich in die Luft. Er lehrte Ikaros, die Flügel zu gebrauchen. wie Vögel eltern ihre Jungen fliegen lehren. Ikaros bemühte sich, es

dem Vater im Fliegen gleichzutun, und lachte vergnügt, als es ihm gelang, über hohen Bäumen und steilen Felsen zu kreisen.

Dädalus aber belehrte seinen Sohn: „Sei vorsichtig, Ikaros, flieg nicht zu hoch, die Sonne würde das Wachs auf den Flügeln zum Schmelzen bringen und dir die Schwingen versengen. Flieg auch nicht zu niedrig, damit die Meereswellen dir die Flügel nicht naßmachen, sie würden zu schwer werden und dich in die Tiefe ziehen. Fliege weder hoch noch niedrig, sondern so wie ich in der Mitte, und verliere mich nicht aus den Augen.“

Dädalus küßte seinen Sohn und beide erhoben sich in die Lüfte. Voran flog Dädalus und blickte sich ständig nach Ikaros um. Der Sohn flog so, wie der Vater es ihm geboten hatte.

Tief unter ihnen hielten Hirten schützend die Hand über die Augen, schauten zum Himmel und meinten: „Das sind sicher Götter vom Olymp, die zur Erde fliegen, um zu sehen, wie die Menschen leben.“

Den Fischern am Ufer, die ihre Netze auswarfen, zitterten die Hände, als sie die Flieger in der Luft gewahrten.

Dann breitete sich unter Dädalus und Ikaros das weite Meer aus. Wenn sie ein Schiff überflogen, hielten die Ruderer vor Staunen in der Arbeit inne.

Die Insel Kreta lag schon weit hinter ihnen, der Tag war klar, und Dädalus, erfreut über das gute Gelingen des Fluges, gab sich der Erinnerung an die Heimat hin. Fröhlich schlug Ikaros in der warmen Luft mit den leichten Flügeln. Gern wäre er höher geflogen, doch solange sich der Vater nach ihm umsah, wagte er es nicht.

Nun vergaß der in Gedanken versunkene Vater, sich nach dem Sohn umzublicken, und Ikaros machte sich das zunutze.

Er stieg höher und höher und begann vor Freude zu singen. So nahe kam er dem strahlenden Gespann des Sonnengottes, daß er dessen goldenen Wagen bewundern konnte. Und die Sonne glühte und brachte das Wachs auf den Flügeln zum Schmelzen. Große gelbe Tropfen flüssigen Wachses fielen hinab ins Meer. Die Fäden lockerten sich, und die Federn, die nicht mehr zusammengehalten wurden, ließen Luft durch.

Ikaros schlug noch einmal mit den bloßen Armen und stürzte mit einem Aufschrei in die Tiefen des Meeres. Das Wasser brachte seinen Mund zum Verstummen, und die glitzernden Wellenkämme bedeckten sich mit einer Schicht weißer Federn.

Dädalus hörte den Schrei, wandte sich um und rief nach dem Sohn. Niemand antwortete ihm.

Leer war um ihn der unendliche Luftraum, verlassen das weite Meer unter ihm.

Dädalus ließ sich bis dicht an die Wellen hinab und rief und suchte. Er fand nur verstreute nasse Federn.

Der verzweifelte Vater flog zur nächsten Insel, nahm die Flügel ab und setzte sich ans Ufer.

Den ganzen Tag saß er trauernd, und am Abend, als die Sonne ihre tägliche Wanderung beendete, spülte das Meer den toten Sohn ans Land.

Unter dem Sternenhimmel hob Dädalus für Ikaros ein Grab aus. Auf dem frischen Grabhügel ließ sich ein einsamer Vogel nieder. Es war ein Kiebitz, der mit seinem Rufen Dädalus an sein altes Verbrechen gemahnte.

Wie gehetzt floh Dädalus von der Insel und flog weit fort von seiner Heimat, nach Sizilien.

Dort errichtete er noch viele wundersame Bauwerke, auch einen künstlichen See und eine feste Königsburg auf einem hohen Felsen, doch bis zu seinem Tode fand er weder Glück noch Ruhe.

Die Insel, auf der er den Sohn begraben hatte, erinnert bis heute durch ihren Namen an Ikaros' Schicksal. Sie heißt Icaria.

Wieland der Schmied

Im hohen Norden Europas lebte einmal ein König; der hatte drei Söhne. Sie hießen Wieland, Egil und Schlagfittich und hielten als gute Gesellen treu zusammen. Gerne zogen sie gemeinsam auf Jagd aus und verstanden sich wohl auf die Kunst des Skilaufes, die in ihrer Heimat längst bekannt war, ehe sie auch zu uns gelangte. Man sagte der gesamten Sippe außermenschliche Herkunft nach: Die Urahne des Geschlechtes, so hieß es, sei eine Meerfrau gewesen.

Die drei Brüder liebten ein freies, ungebundenes Leben, und so kam es, daß sie immer weiter hinauszogen. Auf einem dieser Jagdzüge gerieten sie in eine Gegend, die ihnen gerade ihrer Einsamkeit wegen wohlgefiel. Ein See lag dort, in den ein Fluß mündete. Sie nannten das Tal, das dieser durchfloß, das Wolfstal und den See den Wolfssee. Sie erbauten sich dort ein Haus und beschlossen, in der Gegend zu bleiben, solange es ihnen gefiele.

So einsam und verlassen auch der Wolfssee dalag - nie hatten die Brüder dort die Spur von Menschen wahrgenommen -, war es von ihm doch nicht weit zur Grenze eines Reiches, über das damals König Nidung herrschte. Nidung erfuhr sehr bald von dem neuen Haus am Wolfssee, doch tat er nichts, um die Brüder zu stören. Er befahl nur, ihm Kunde zu geben, wenn sich am Wolfssee etwas Besonderes zutragen sollte.

Eines Tages hatten die drei Brüder einen wunderbaren Anblick. Von Süden her kamen drei Schwäne geflogen und senkten sich zum Wolfssee hinab. Sie glaubten die Gegend ganz einsam und ahnten nicht, daß sie beobachtet wurden. Unbekümmert warfen sie ihre Federhemden ab, und drei Frauen kamen zum Vorschein, schöner als die Brüder jemals welche gesehen hatten. So singt das alte Heldenlied von Wieland, von den drei Frauen und ihrem Wesen:

Mädchen von Süden
 Durch den Myrkwid flogen,
 die Schwanenjungfrau,
 Schlacht zu wecken;
 zu säumen am Seestrand
 saßen sie nieder,
 des Südens Kinder,
 spannen köstliches Linnen.

Die drei Brüder hatten sich rasch, ohne viel Worte zu wechseln, untereinander verständigt: Wenn sie die drei Schönen in ihre Gewalt bekämen, dann sollte es ein anderes Leben am Wolfssee werden als bisher! Sie schlichen an die Stelle heran, wo die Federhemden lagen, und rafften sie mit raschem Griff zusammen. Zu spät erkannten die entsetzten Frauen, was geschehen war. Ohne ihre Flughemden waren sie hier in der Wildnis hilflos und dem Verderben preisgegeben. Wohl baten sie die Brüder flehentlich, ihnen ihr Eigentum zurückzugeben, aber diese wollten davon nichts hören und forderten, die Schwanenjungfrauen sollten als ihre Frauen bei ihnen bleiben. Diesen blieb keine andere Wahl, als die Werbung

anzunehmen, und so nahm Egil Ölrún zum Weibe, Schlagfittich die Schwanweiß, Wieland aber die Herwör.

Die drei Paare lebten nun in Frieden und Eintracht Jahr um Jahr, und nichts schien ihr Glück zu stören. Die Flughemden hatten die drei Brüder in einer Truhe gut geborgen und glaubten sie dort sicher. Niemals ließen die drei Frauen vor ihren Gatten ein Wort darüber fallen, daß sie sich etwa nach ihrem früheren Leben zurücksehnten und wünschten, so wie einst in der Schlacht ihres Amtes als Walküren zu walten. In Wahrheit aber stieg ihre Sehnsucht danach Jahr um Jahr.

Schon war das neunte Jahr seit der Zeit angebrochen, da sie ins Wolfstal gekommen waren. Immer weniger achteten die Brüder auf das Geheimnis der Truhe mit den Schwänenhemden, und ein unachtsames Wort verriet den Frauen das Versteck. Wohl ließen diese sich nichts anmerken, aber als bald darauf die drei Brüder gemeinsam zur Jagd auszogen, fanden sie bei der Rückkehr das Haus leer. Aus der geöffneten Truhe fehlten die Federhemden, und die drei Brüder erkannten sogleich, was geschehen war.

Leer und öde war das Haus nun geworden, und weder Egil noch Schlagfittich wollten dort noch länger verweilen. Der eine nahm auf seinen Schneeschuhen den Weg nach Osten, der zweite wandte sich nach Süden, um nach den verschwundenen Frauen zu suchen. Nur Wieland konnte nicht glauben, daß ihn Herwör für immer verlassen habe. Einsam blieb er im Haus am Wolfssee zurück und harrte sehnsüchtig auf die Heimkehr seines Weibes. Ein kostbares Andenken hatte sie ihm zurückgelassen, einen goldenen Ring von seltsamer Schönheit. Wieland war ein kunstreicher Schmied und verstand sich ebenso darauf, unübertreffliche Waffen herzustellen wie kunstvolle Geschmeide aus edlem Metall. So schmiedete er auch - denn ihm, dem Königssohn, stand Gold in reicher Fülle zur Verfügung - kostbare Ringe, die dem Herwör's fast völlig glichen, so daß sie kaum von ihm zu unterscheiden waren. Nur ein ihm wohlbekanntes Kennzeichen sagte dem Schmiede, welcher Ring der echte war.

Von allem, was sich im Wolfstale zugetragen hatte, erhielt König Nidung bald sichere Kunde; er erfuhr auch, daß Wieland allein dort zurückgeblieben war und kostbare Waffen und Kleinode besaß. Da war sein Entschluß bald gefaßt. Er gedachte, Wieland seiner Kostbarkeiten zu berauben und ihn selbst gefangenzunehmen, so daß er ihm mit seiner Kunst dienen müsse. Heimlich sandte er seine Mannen zum Überfall aus.

Nächtlich ritten Mannen,
genagelt die Brünnen,
ihre Schilde blinkten
im Scheine des Halbmonds.

Sie stiegen aus den Sätteln
am Saalgiebel,
gingen hinein
durch den ganzen Saal.

Bald hatten sie die Ringe Wielands gefunden, die er an einer Bastschnur aufgereiht hatte. Sorgsam wurden sie einzeln abgestreift und untersucht, und schließlich entdeckte der scharfe Blick des Anführers das Kennzeichen des echten Ringes. Diesen behielt er bei sich, die anderen reichte er wieder an der Bastschnur auf. Dann verließen die Männer das Haus und legten sich in der Nähe in den Hinterhalt.

Nicht lange währte es, da kehrte Wieland müde von der Jagd zurück. Weite Wege hatte er ziehen müssen, aber das Glück war ihm günstig gewesen, denn er hatte einen Bären erlegt. Nun schürte er ein mächtiges Feuer an, das er mit harzreichen Föhrenästen und mit vom Winde ausgedörtem Waldholz nährte. Er briet ein Stück vom Bärenfleische und verzehrte es, dann aber dachte er, auf dem Bärenfelle hingestreckt, zu ruhen. Er nahm seine Ringe zur Hand, wie er es gewohnt war, und begann sie zu zählen. Da stutzte er - er vermißte den echten Ring! Wohin konnte er geraten sein? Aber soviel er auch grübelte, er fand nur eine Erklärung: Herwör allein kannte den echten Ring, nur sie, so meinte er, war imstande, ihn von den vielen anderen zu unterscheiden. So freute er sich der Gewißheit, daß er nicht vergeblich seines Weibes geharrt habe. Sicherlich war sie heimgekehrt und neckte ihn jetzt nur noch, wenn sie sich vor ihm verbarg - bald würde sie vor ihn hintreten.

Lange saß er da und sann, dann aber übermannte ihn die Müdigkeit, und er sank in tiefen Schlaf. Doch jäh fuhr er auf, als er sich von harten Fäusten gepackt fühlte. Sogleich wußte er, daß er sich nicht mehr wehren konnte, denn Hände und Füße waren schwer gefesselt. Das hatten Nidungs Mannen getan, die nur darauf gelauert hatten, bis Wieland in Schlaf versunken wäre, und dann sogleich in seine Behausung eingedrungen waren. Die rafften zusammen, was ihnen wertvoll schien, dann nahmen sie den Gefangenen mit sich und führten ihn vor König Nidung. Mit grimmer Wut sah Wieland, daß die Beute schon verteilt war. Der König selbst trug Wielands gutes Schwert an der Seite, am Arme Bödwilds, der Königstochter, aber erblickte er den Ring seines Weibes. Mit heuchlerischem Vorwurf beschuldigte Nidung Wieland, dieser habe ihm Gold entwendet und daraus Kleinode geschmiedet. Voll ohnmächtigen Zornes hörte Wieland die Beschuldigungen an und wies sie mit Stolz zurück. Aber er konnte sein Schicksal nicht mehr ändern. Nidungs Weib hatte ihn genau beobachtet, und ahnungsvoll sagte sie sich, daß dieser Mann furchtbare Rache üben würde, wenn sie ihm jemals möglich sein sollte; da beschloß sie, das für immer zu vereiteln, und sprach zu ihrem Gatten:

»Nicht geheuer ist er,
der vom Holze kommt!
Seine Augen gleichen
dem gleißenden Wurm;
die Zähne fletscht er,
zeigt man sein Schwert,
erblickt er den Ring
an Bödwilds Arm.
Der Sehnen Kraft
an den Knien durchschneidet!
Er sitze hinfort
in Säwarstad!«

Säwarstad hieß eine kleine Insel; sie lag nahe beim Festland und war daher leicht erreichbar. Dort wurde eine Schmiede für Wieland eingerichtet, der in Nidungs Auftrag seine Kunst üben mußte. So herrliche Werke schuf der Gelähmte, daß sein Ruf weithin über alle Lande drang und seine Lebenszeit um viele Geschlechter überdauerte. Gehorsam tat er, was Nidung von ihm verlangte. Doch niemals vergaß er, was dieser ihm angetan hatte, und sein Rachedurst stieg von Tag zu Tag. Er kannte keinen anderen Gedanken als den, wie er seinem Feinde vergelten

könne, was dieser an ihm verbrochen hatte, und in einsamem Selbstgespräche rief er sich immer wieder alles in die Erinnerung zurück:

5 , > An Nidungs Seite
 seh' ich mein Schwert,
 das ich geschmiedet,
 so scharf ich konnte,
 und ich gehämmert,
 bis hart mich's dünkte:
 10 Nun bleibt sie mir fern,
 die funkelnde Wehr,
 nicht wird sie Wieland
 zur Werkstatt gebracht;
 und Böd wild trägt –
 15 Buße erleb ich nicht –
 meiner Gattin
 goldne Ringe!“

20 So ersann er ein Kunstwerk, das bisher noch kein Mensch erdacht hatte und das ihm helfen sollte, der verhaßten Gefangenschaft zu entfliehen, nämlich ein Paar künstliche Flügel, mit denen er sich in die Luft erheben konnte. Unermüdlich schaffte er in Nidungs Dienst, aber auch des Nachts fand er keine Ruhe, denn in ihrem Schutze werkte er an seinen Flügeln.

25 Nidung hatte zwei Söhne, die noch im Knabenalter standen. Auch sie wußten von dem gefangenen Schmiedekünstler, und die Neugier zog sie hinaus nach Säwarstad, um Wielands Werke zu bewundern. Voll Eifer traten sie zu der Truhe, in der Wieland die Kleinode aufbewahrte, die seine rastlosen Hände schufen, und konnten sich an dem vielen Golde nicht sattsehen. Wieland sah, wie in ihnen das gierige Verlangen erwudis, diese Herrlichkeiten selbst zu besitzen. Da lockte er sie:
 30 „Kommt morgen wieder, doch sagt ja niemandem, nicht Eltern noch Schwester, weder Knecht noch Magd, daß ihr mich aufsuchen wollt! Dann soll all das Gold euch gehören!“ Dieser Lockung konnten die Brüder nicht widerstehen. Heimlich suchten sie Wieland auf und eilten zur Truhe; sie stand offen, und gierig beugten sie sich hinab, um das Gold darin zu sehen und mit den Händen zu durchwühlen. Darauf hatte Wieland gewartet. Er hieb den Ahnungslosen die Köpfe ab, so
 35 daß sie lautlos tot niedersanken. Dann warf er Rumpf und Beine in die Grube seiner Esse, mit den Häuptern aber begann er ein schauriges Werk. Aus dem Schädeldache, das er in Silber faßte, machte er Trinkschalen, ein Geschenk für Nidung. Die Augen faßte er wie Edelsteine und sandte sie als Schmuck Nidungs
 40 Gattin; aus den Zähnen aber entstand ein Brustschmuck für Bödwild.

45 Auf keines ihrer Kleinode war Bödwild so stolz wie auf den Ring, der einst Herwör gehört hatte. Doch war sie oft unachtsam, und so geschah es, daß ihr eines Tages der Ring zerbrach. Sie erschrak heftig, als sie das Unheil erkannte. Sie wagte nicht, das Geschehene dem Vater oder der Mutter zu gestehen, aber sie wußte auch,
 50 daß nur ein Meister den Schaden bessern konnte - Wieland. So blieb ihr keine Wahl, als den Weg nach Säwarstad anzutreten. Voll Scheu trat sie vor Wieland und bat ihn um seine Hilfe. Dieser aber verbarg seine wahre Meinung und empfing sie mit trügerischer Freundlichkeit. Er versprach, ihren Wunsch so zu erfüllen, daß sie selbst von dem Schaden nichts mehr merken werde und Vater und Mutter den Ring für schöner halten sollten als zuvor. Damit betörte er die Ahnungslose, und als er nach reichlicher Bewirtung in sie drang, die Seine zu werden, wies sie ihn nicht

ab. So wurde sie heimlich Wielands Weib, und zu spät erkannte sie in plötzlicher Ernüchterung, wie schwer sie sich dadurch gegen ihre Eltern vergangen hatte. Weinend verließ sie Säwarstad, voll Furcht vor dem Schicksal, das nun Wieland treffen werde, aber auch voll Angst vor dem Grimme des Vaters gegen sie selbst.

5 Wieland aber sah nun seine Rache erfüllt. Seine selbstgeschaffenen Flügel hoben ihn hoch in die Luft, und so flog er Nidungs Behausung zu, auf deren Umzäunung er sich niederließ. Die Königin, die furchtbare Ahnungen und schwere Sorge nicht Ruhe noch Rast finden ließen, stand eben draußen vor dem Hof und ward Zeugin des seltsamen Schauspieles. Sie rief ihrem Gatten zu:

10 „Wachst du,
Nidung, Niarenkönig?“

Dieser antwortete:

15 „Immer wach' ich,
der Wonne beraubt;
nicht kommt mir Schlaf
seit der Kinder Tode.
20 Kalt ist mein Haupt,
kalt war dein Rat! Das wünsch' ich nun,
mit Wieland zu reden.“

25 Allzudeutlich ließ ihn sein böses Gewissen ahnen, welche furchtbare Folgen sein Frevel gegen Wieland gehabt hatte und wie schwer es ihm vergolten wurde, daß er dem verderblichen Rate seines Weibes gefolgt war. Nun, da er erkennen mußte, daß der von ihm so arg mißhandelte Wieland, den er sicher in seiner Gewalt geglaubt hatte, sich mit Leichtigkeit seiner Macht zu entziehen wußte, war er nicht mehr im Zweifel darüber, wer ihn seiner Söhne beraubt hatte, und ihn verlangte nur noch nach letzter Gewißheit über das, was ihm eine innere Stimme sagte. Wieland aber forderte erst einen feierlichen Eid von Nidung, bevor er auf die Frage nach dem Verbleib von dessen Söhnen Antwort gab:

35 „Erst sollst du alle
Eide schwören
bei Schildes Rand
und Rosses Bug,
bei Schwertes Schärfe
und Schiffes Bord,
40 daß Wölunds Weibe
kein Weh geschieht,
daß du meine Buhle
nicht morden läßt,
ob ein Weib ich habe,
45 das wohl ihr kennt, ob ein Kind ich habe
im Königssaal.“

50 Erst als Nidung sein Begehren erfüllt hatte, enthüllte er ihm mit erbarmungslosem Hohne das Schicksal seiner Söhne. Er hieß den König in der Werkstatt draußen auf Säwarstad Nachschau halten - da werde er in der Essengrube die Rumpfe seiner

Söhne finden. Auch davon gab er dem Könige Kunde, welche Bewandnis es mit den Trinkbechern für ihn selbst sowie mit dem Schmucke für Gattin und Tochter habe, den diese von ihm empfangen hätten. Am schwersten aber traf es Nidung, als Wieland ihm eröffnete, daß Bödwild sein Weib geworden sei und ein Kind
5 erwarte; denn das schien ihm die größte Schmach, daß er den Sohn seines Todfeindes seinem Eide gemäß bei sich am Hofe aufziehen müsse. Seine Klage galt nun nicht so sehr dem Verlust seiner beiden Söhne, als der Machtlosigkeit, die ihn zwang, ohnmächtig der Flucht Wielands zuzusehen. Denn kein Geschoß vermochte den Feind zu treffen, der sich nun bis zu den Wolken des Himmels
10 emporschwang, um für immer das Land zu verlassen, das sein Leiden und seine Not, dann aber seine Rache gesehen hatte, die nie und nirgends ihresgleichen fand.

Damit endet die Sage von Wieland. Es wird aber erzählt, daß Bödwild Mutter eines Sohnes wurde, der kräftig heranwuchs. Als er groß und stark genug dazu
15 war, sandte die Mutter ihn in die Ferne zu seinem Vater, der als kunstfertiger Schmied weit und breit berühmt war. Wieland nahm den Sohn gut auf und unterwies ihn in allen Fertigkeiten, deren ein Held bedurfte, um in Ehren zu bestehen. Schließlich litt es den Jungen nicht mehr beim Vater, und unstillbarer Tatendrang trieb ihn hinaus in die Welt. Von Wieland mit einer herrlichen Rüstung
20 und einem unübertrefflichen Schwert sowie mit einem Roß ausgestattet, wie es kein zweites gab, ritt er aus, um den König aufzusuchen, dessen Ruhm schon damals die Lande erfüllte - Dietrich von Bern. Wielands Sohn aber führte den Namen Witege. Als er auszog, da ahnte er noch nichts von der unabwendbaren Bestimmung, die ihn in Freundschaft und Feindschaft so eng mit Dietrich von Bern
25 verbinden sollte, daß einer dem anderen zum Schicksal werden mußte.